

# Das Findelkind : Kurzgeschichte

Autor(en): **Schroff, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **229 (1950)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375398>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das Findelkind

Kurzgeschichte von Eugen Schrott.

Als man das dreijährige Söhnlein, das einzige Kind des jungen Fabrikunternehmers Kurt Reinhart und seiner Frau Mathilde, aus der herrschaftlichen Villa nach dem Friedhof trug, war es, als ob mit dem Knäblein auch die Fröhlichkeit, welche bis dahin in dem Hause geherrscht hatte, begraben worden wäre. Nie mehr spielte ein Lächeln um den Mund der jungen Frau und Kurt, der den Schmerz einigermaßen überwunden hatte, versuchte vergebens, Mathilde wieder zu einem fröhlichen Menschen zu machen. Alle seine Versuche scheiterten an der Tatsache, daß seine Frau kein Kind mehr werden bekommen können, obwohl ihr einziger Wunsch, an den sie sich klammerte, nur in einem Kinde Erfüllung gefunden hätte. Aller Luxus, welchen Kurt seiner Gemahlin bot, glitt an ihr vorüber, ohne daß ihn Mathilde innerlich beachtete. Immer wieder verlangte sie ein Kind und sie hatte auch schon öfters davon gesprochen, ein Waislein als eigen anzunehmen. Kurt Reinhart konnte jedoch zu diesem Vorschlag seiner Frau nicht einwilligen, denn man konnte ja nie wissen, wie sich ein adoptiertes Kind entwickeln und ob es später nicht Schimpf und Schande über seine Familie bringen würde.

Am einem frühen Sommermorgen, als das Dienstmädchen der Familie Reinhart vor die Haustüre trat, um den Hausplatz in Ordnung zu bringen, stieß es mit dem Fuß an ein Stoffbündel, welches auf der Türschwelle lag. Verwundert hob das Mädchen das Bündel auf und sah, daß ein Kleinkind darin eingewickelt war. Die Dienstinne kehrte mit dem seltsamen Fund wieder ins Haus zurück, um ihrer Herrschaft davon Mitteilung zu machen.

Zuerst waren Kurt und Mathilde Reinhart von der Nachricht unangenehm überrascht. Doch dann begann plötzlich ein freudiges Leuchten in den Augen der jungen Frau und sie nahm dem Dienstmädchen das Kind, welches unterdessen aufgewacht war und zu weinen begann, aus den Armen. Wie Mathilde das Kleine an sich genommen hatte, verstummte plötzlich das Weinen und zwei erstaunte Kinderaugen beobachteten aufmerksam das Gesicht der fremden Frau und etwas, wie ein feines, scheues Lächeln, spielte um den Kindermund. Frau Reinhart versuchte beim Anblick des Säuglings nach langer Zeit wieder zu lächeln, was bei dem Findelkind einen vergnügten, quietzenden Ton hervorlockte. In freudiger Erregung drehte sich Mathilde mit dem lachenden Kind auf ihren Armen nach Kurt, welcher hinter ihr stand, um. Der Anblick seiner glücklichen Frau mit dem fremden Kind ließ den Ärger Reinharts über das Auffinden des Säuglings vor seiner Villa verfliegen und wie Mathilde ihn bat, dem Kind vorderhand ein Heim bieten zu dürfen, gab er, wenn auch etwas widerstrebend, seine Einwilligung dazu. Ein Dank an Kurt – und die glückliche Frau eilte mit dem Findel aus dem Wohnzimmer in das Kinderzimmer, um dort zuerst ihren Schützling zu baden und neu zu kleiden. Beim Entkleiden des Kindes fand Mathilde einen Zettel, welcher an einer Schnur dem Knäblein um den Hals gehängt war und auf dem in unsicheren Schriftzügen folgender Satz stand:

„Ich vertraue Ihnen meinen vor vierzehn Tagen geborenen Knaben an und bitte Sie, für ihn zu sorgen und ihn zu einem braven Menschen zu erziehen. Verzeihen Sie einer verzweifelten Mutter, daß sie Ihnen ihr Kind vor die Haustüre legte. Wenn Sie den Knaben finden, werde ich nicht mehr sein. In Dankbarkeit für Ihre Güte meinem Kinde gegenüber

Eine verzweifelte Mutter.

Erschüttert hatte Mathilde das Schriftstück gelesen und ein mütterlich empfindendes Gefühl verband sie nun mit dem Kinde, welches vor ihr auf dem Wickeltische lag.

„Armes Würmchen! An dir will ich Mutterstelle vertreten und nie sollst du erfahren, daß deine wirkliche Mutter einen traurigen Tod suchte.“

Wie Kurt am Nachmittag aus seinem Bureau nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau von dem Zettel, den das Kind um den Hals getragen hatte. Mathilde drang in ihren Mann, um seine Einwilligung zur Adoption des Findels zu erhalten. Alle Bedenken, welche Kurt dagegen aufbrachte, wurden von seiner Gemahlin in Liebe, aber bestimmt, vernichtet. Mathilde wollte das Kind nicht mehr hergeben und Kurt konnte am Ende der Unterredung mit ihr, seine Einwilligung zur Annahme des Knaben nicht verweigern.

Nachdem ein Jahr seit der Auffindung von Peterchen, wie die Pflegeeltern den Knaben nannten, verfloßen war, wurden die amtlichen Urkunden über die Adoption des Kindes genehmigt. Kurt Reinhart selber hätte nun den Knaben um nichts in der Welt mehr hergegeben. Von der Stunde an, wo Peterchen in sein Haus aufgenommen, war die Fröhlichkeit, welche Reinhart und seine Frau so lange vermißt hatten, wieder in ihr Heim eingezogen.

### Ufers Ländli

Chomm ond lueg, söß globsch'es nüd,  
wenn i deers verzell;  
muescht mi Häamet selber gsäh,  
chomm no of der Stell!

Wenn i säg, mis Ländli sei  
's gmögigscht wüt ond bräät,  
mäanscht i hei's, wil-i Partii,  
gad so wädli gsäät!

Isch au chlii, en jede fönnt  
näbis, wo ehn freut;  
jo de Herrgott het's mit Glöck  
ghörig überstreut!

D'danke hömmer tüüfe Grund  
ond zwor döer ond döer –  
was mer hönd, das gsäächtet meer  
denn, wenn's gstohe wör!

Frieda Tobler, Schmid.